

Die alte Schulbank

Plauderei von Karl Krickeberg

Man soll nicht aus der Schule schwagen. Der alte ausgediente Schulmeister tut es aber doch, und wenn ihm die Altersgenossen zunicke und sprechen: „Gewiß, so war es“, dann fühlt er keine Reue. Mehr noch beglückt es ihn, wenn die Jugend der Wandlung froh ist, die sich von damals bis heute vollzogen hat. Am freudigsten aber stimmt ihn die Zuversicht, daß nach dem ewigen Gesetz der Entwicklung ein weiterer fröhlicher Aufstieg zu erwarten steht. Es war eben alles anders.

Unser Schulhaus! Das freilich war behaglich. Seit einigen Jahrzehnten ist es verschwunden und durch einen wenig geschmackvollen Neubau ersetzt worden, das alte ehemalige Kloster, in dem die Klassen unseres Gymnasiums untergebracht waren.

Ein langgestrecktes graues Giebelgebäude war es. Schmurgerade zog sich auf der einen Seite ein nicht breiter, mäßig heller Gang hindurch. Von ihm aus gelangte man auf der anderen in alle neben einander liegenden Klassenzimmer. Zu ihnen hinein führten ganz schlichte, grau gestrichene Doppeltüren, die mit den primitivsten Kliniken geöffnet und geschlossen wurden. Durch ebensolche Türen waren wie durch Schiffschotten sämtliche Klassenräume wieder unter sich verbunden.

Auf diese Weise waren ohne Umstände die regelmäßigen Morgenandachten möglich, die den Tageslauf eröffneten. Die Innentüren wurden geöffnet, und vom hintersten bis in den vordersten Raum strömten die Klänge der schon etwas baufälligen Orgel, auf der ein von uns Kleinen ob seiner Kunst gewaltig geachteter Primaner die erste und letzte Strophe eines Chorals spielte. Wir saßen dabei auf unseren Klassenplätzen und sangen dazu aus vollen Kehlen, wofern wir es nicht für geratener hielten, in den paar Minuten noch heimlich unsere lateinischen Vokabeln oder die Gesichtsbilder für die zweite Stunde oder die Höhenzahlen der Alpenberge in unser Gedächtnis fester hineinzuhämmern.

Das Schulhaus lag so still und friedsam, daß von außen kein störender Laut einzudringen vermochte. Begünstigt wurde diese Ruhe noch durch die ungeheure Dicke der Mauern, die neben ihren Vorzügen auch

ihre unbestrittenen Nachteile hatte. Es herrschte zwar an heißen Sommertagen erfrischende Kühle drinnen, aber eben die wurde von uns häufig genug als störend empfunden. — Wir hatten an vier Tagen der Woche von zwei bis vier Uhr Nachmittagsunterricht. Das war verdrießlich genug, wenn wir frühzeitig aufs freie Feld hinausstrebten oder in die Badewiese. Sollte es nicht einmal hitzefrei geben? — Uns leuchtete kein Hoffnungsstrahl.

Das einzige Thermometer, das in der Prima hing, wollte und wollte nicht steigen bis zu der vorgeschriebenen Höhe. Da kamen eines Tages einige findige Köpfe auf den Einfall, ein brennendes Streichholz unter die Quecksilberkugel zu halten. Das half. Als der Apparat dreißig Grad Réaumur anzeigte, wurde er von der Wand gerissen, dem Primus omnium, das heißt dem obersten aller Musterknaben, eiligst in die innere Brusttasche seines Rockes geschoben, und der trabte damit zu dem Direktor, der im Nebenhaus seine Dienstwohnung hatte. Der ahnungslose alte Herr stellte mit gutmütigem Kopfnicken fest, daß die „Bullenhitze“ jetzt wirklich auch in sämtliche Räume des Schulhauses eingedrungen sei. Die allgemeine Sehnsucht war erfüllt, die Pforten schlossen sich für den Nachmittag, und jauchzend ließen wir den Primus hochleben.

Dieses Experiment glückte freilich nur ein paarmal. Einige Gewissenlose hatten das Geheimnis ausgeplaudert. Es war bis zu den Lehrern durchgedrungen, ein Streber unter ihnen hatte es dem Direktor gesteckt, und aus wars für immer mit der Herrlichkeit.

Befriedigender erwiesen sich unsere Klassenräume im Winter. Daß die riesigen braunen Kachelöfen eine gleichmäßig wohlige Wärme ausstrahlten, war nichts Besonderes. Das hatten wir zu Hause auch. Der Reiz lag in den Beleuchtungsverhältnissen.

Die Fenster saßen so hoch, daß der mit dem Öffnen und Schließen Beauftragte erst die drei in das dicke Mauerwerk eingelassenen Stufen erklimmen mußte, um an die Haken heranreichen zu können. Zudem waren sie nicht groß. — Floss so an sich schon das Tageslicht von außen nicht

allzu verschwenderisch herein, so mußten wir es weiter abzusperrern durch die dicken Leinenvorhänge, die wir vor dem Unterricht oft nahe zusammengogen. Das ging freilich nur, wenn für die nächste Stunde ein harmloses Lehrergemüt zu erwarten war, einer von denen, denen nie etwas auffällt. Bei den Weisern wagten wir den Scherz nicht. Die merkten die Absicht.

Welchen Zweck die Verdunkelung hatte? — Nun, wir wollten eben künstliches Licht. Und das setzten wir durch in mancher ersten und zweiten Morgenstunde und an den Nachmittagen von drei Uhr ab fast regelmäßig.

Es war etwas Köstliches. — Das elektrische Licht wartete noch Jahre lang auf seine Erfindung. Nur im Physikzimmer gab es eine Beleuchtung, und zwar durch Gas. Der Glühstrumpf fehlte natürlich auch da noch. Es entströmte mit breiter, herzförmiger Flamme einem einfachen Auspuffrohr.

Was blieb übrig? — Wir mußten uns selbst helfen, so gut es ging. Und es ging ausgezeichnet. Ein jeglicher hatte sein eigenes Licht mitzubringen. Das war eine Stearinkerze, dick und kurz, oder lang und dünn. Vater und Mutter schimpften über den ungeheuren Luxus, für den sie alle Maßlang einen Groschen herauszurücken hatten. Die Seifensieder aber und die Krämer, bei denen wir die Dinger erstanden, waren froh ob solchen Massenverdienstes und auch die Drechsler. Denn die Lichter wurden in einen gedrehten Holzleuchter gesteckt. Dieser hatte am unteren Ende einen gespitzten Eisenzapfen und wurde damit in die Tischplatte gerammt. So ließ jeder stolz seine eigene Fackel vor sich auffragen. Wenn alle angezündet waren, so gab das eine Beleuchtung, wie sie der alte Fritz schon als Befreiter nach unserem Empfinden nicht prächtiger erlebt haben konnte. — Ein ruhig sanfter Flackererschein.

Zumeist aber wurde in kurzer Zeit schon „dießige Luft“. Der eine bohrte mit seiner Stahlfeder, die er vorher ins Tintenfaß getaucht hatte, in dem flüssigen Stearin um den Docht herum, so daß alsobald ein emsiges Knistern und Knacken begann, der andere hielt sein Licht unter den Tisch und versengte von unten die Platte, ein dritter gar zog ein kleines bengalisches Feuerwerk aus der Westentasche und ließ damit

alle Wunder der künstlichen Beleuchtung offenbar werden. Die weniger Wagemutigen verbrannten wenigstens Papierstreifen.

Am besten hatten es die, die in den hinteren Reihen saßen. Sie waren aller Sicht und Beobachtung sorgsam entzogen. Und die gerade waren die ärgsten Windbeutel; denn man hatte es Jahre hindurch so weise eingerichtet, daß die sogenannten guten Schüler die vorderen Bänke besetzten. Mindestens aber von der dritten der vorderen Bänke ab verkroch sich jeder hinter dem breiten Rücken seines Vordermannes und trieb sein eigenes geheimnisvoll ergötzliches Spiel. Das Wertvollste jedoch wollte es uns erscheinen, daß dieser Beleuchtungsbetrieb die unbedingteste Möglichkeit gewährte zu erfolgreichem Mogeln, falls man zum Übersehen oder sonst einer Leistung aufgerufen wurde. Der Lehrer vermochte von seinem vorderen Posten aus schon nach wenigen Minuten durch die über den Lichtern lagernden Wolkengebilde nicht mehr hindurchzusehen.

Über der Reihe der Klassenzimmer lag die langgestreckte Aula. Schmucklos war sie, aber traulich. Ein weißes Tonnengewölbe bildete die Decke. Akustisch war sie ausgezeichnet.

Unter den Schulfeiern, die in ihr abgehalten wurden, verdienen besondere Erwähnung die zwei Tage, mit denen die Michaelisferien begannen. Magistratsherren, Eltern, Onkel, Tanten und sonstige Schulfreunde und Schülerfreundinnen stellten sich in großer Zahl regelmäßig ein.

Am ersten war öffentliche Prüfung. Alle Klassen kamen dran. Es war das ein Paradeexerzieren, zu dem jeder Lehrer seine Zöglinge in wochenlanger Arbeit so tadellos gedreht hatte, daß alles am Schnürchen lief. Hundertmal in der Klasse gestellte Fragen tauchten hier wieder auf und fanden schnelle und schneidige Beantwortung. Alles staunte.

Am Schluß wurden die Prämien verteilt. Diejenigen Schüler, die sich ein ganzes Jahr hindurch als die tüchtigsten unter ihren Kameraden bewährt hatten, bekamen vom Direktor ein wertvolles Buch in die Hand gedrückt, andere wurden öffentlich wenigstens belobigt.

Am zweiten Tage fand ein großes Rede-

Die alte Schulbank

turnier statt. Die Jüngens der unteren und mittleren Stufe deklamierten Gedichte, und drei Primaner hielten, frei auf dem Podium stehend sogar lange, säuberlich auswendig gelernte Reden, der eine eine deutsche, über ein literarisches Thema, der andere eine lateinische, der dritte — für ein Gymnasium eine erstaunliche Leistung — sogar eine französische. Zur Einleitung und am Schluß wurde gesungen. — Von neun Uhr morgens bis durchschnittlich ein Uhr mittags dauerte der feierliche Aktus.

Was mögen die armen Zuhörer dabei mitunter ausgestanden haben!

Soweit war alles in schönster Ordnung. Wie aber spann sich für uns im übrigen Stunde aus Stunde, Tag aus Tag?

Es war ein ziemlich graues Einerlei, in dem alles und jedes auf eingetrichterte Buchweisheit eingestellt war. Keine sportliche Betätigung unterbrach den gleichmäßigen Lernbetrieb. Wir kannten den Sport noch nicht einmal dem Namen nach.

Nur Turnunterricht hatten wir, und die Beteiligung an ihm war freiwillig. Ursprünglich gab es den nur im Sommer, und zwar an Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen von fünf bis sieben Uhr. Später wurde auch im Winter geturnt in einer Halle, die eine andere neu erbaute Schule als besonderes Gnadengeschenk erhalten hatte. Wer das Turnen mitmachte, hatte nun glücklich sämtliche Nachmittage voll besetzt.

Wo blieb da Zeit zu fröhlichem Spiel draußen oder zu einem erfrischenden Wandern zu den Lössen hinaus? — Ja, wenn wir Fahrräder gehabt hätten! Da hätte sichs allenfalls verlohnt. Aber selbst die gab es für uns noch nicht. Am Anfang der achtziger Jahre kamen die ersten Hochräder auf. Sie waren teuer und blieben darum ganz vereinzelt. Von uns Jüngens jedenfalls hat keiner je eins besessen.

Also zu Fuß gelaufen! Nun ja, wir taten es wohl, aber weit kamen wir damit nicht. Nur kurze Minuten blieben uns für diese Erholung zugemessen, denn die Summe der Arbeiten, die zu Hause täglich zu erledigen waren, drückte nicht leicht auf unseren jungen Schultern. Der Schüler von heute macht sich davon keine Vorstellung mehr.

Schnell wurde, wenn wir nachmittags um

vier Uhr heimkamen, der Kaffee hinuntergeschlürft. Begannen wir spätestens zwischen fünf und sechs Uhr mit der Schularbeit und hatten es bis sieben Uhr geschafft, so war das — wohlgemerkt nach sechsständiger Klassenhockerie — ein lächerlich leichter Tag gewesen. Wir alle aber aus der damaligen Zeit haben manchen Winter- und auch Sommerabend in der Erinnerung, wo wir noch um zehn Uhr und später hinter der Petroleumlampe saßen und büffelten. Dahinter steckte kein Strebertum und kein besonders stark ausgeprägter innerer Drang, nein, wir mußten einfach, ja, sogar noch in den Ferien. Raum war von ihnen in der Weihnachtszeit oder in den Hundstagen die erste Woche verstrichen, schon erhob sich vor uns das graue Gespenst: die Schularbeiten! Mochten wir sie verdrießlich noch ein paar Tage hinauschieben, es half nicht. Das Gespenst wuchs ins Riesenhafte und wurde bedrohlicher, ließ uns selbst in unseren nächtlichen Träumen nicht Ruhe mehr und vergällte uns den ganzen Rest der freien Zeit, die so köstlich hätte sein können.

Schon damals habe ich mir gesagt, daß derjenige Lehrer, der Ferienaufgaben stelle, ins Zuchthaus gehöre. Hätte in jenen Tagen ein solches Gesetz bestanden, sie wären fast ausnahmslos eingesperrt worden. Ich habe mir auch damals schon vorgenommen, selbst einmal in den Lehrerberuf einzutreten, um dem verbrecherischen Unfug der Ferienarbeiten den Hals abdrehen zu helfen. Ich habe mir gelobt, jeden Kollegen unbarmherzig zur Anzeige zu bringen, der an dieser Unsitte noch festhält, und habe mir schließlich gelobt, selbst einmal ein besse- rer Lehrer zu sein, als es die meisten der meinigen meiner Überzeugung nach waren. Dafür daß ich manchen unter ihnen nach Jahren erst richtig erkannt habe, war meine Jugend nicht verantwortlich, und dafür, daß mir bei allem guten Willen die Verwirklichung meines Ideals in mancher Hinsicht nicht geglückt ist, hat das Schicksal gesorgt.

Gewiß, unsere Lehrer haben durchweg redliche Arbeit an uns geleistet, die meisten aber — ich könnte drei, höchstens vier Ausnahmen feststellen — waren von finsternerer Strenge. Es fehlte ihnen die köstlichste Gabe, mit der ein Erzieher für seinen Beruf gesegnet sein muß, der Humor.

Sie verstanden uns nicht, witterten Bosheit, wo nichts war als jugendliches Überschaümen, saßen drohend zu Gericht über manche harmlose Eserei, über die sie hätten lachen sollen.

Selten kamen wir einem von ihnen näher. Sie thronten hoch über uns als unantastbare, nie irrende Autoritäten, und zwischen uns war eine tiefe Kluft.

Insonderheit waren zwei unter ihnen, düstere Männer mit großen Bärten, vor denen wir gezittert haben bis in die obersten Klassen hinein. Sie waren tüchtige Pauker. Nie läßt sich das vergessen, was wir bei ihnen gelernt haben. Wenn nur nicht vieles darunter so ganz ohne Bildungswert gewesen wäre! — Und eine eiserne Disziplin hatten sie. Wie dankbar würden wir ihnen gewesen sein, wenn sie zuweilen die Zügel ein klein wenig lockerer gelassen hätten!

Daß unter solchen Umständen viel öfter und viel härter gestraft wurde als heute, begreift sich leicht. In den unteren Klassen spielte der Rohrstock noch eine wichtige Rolle. Die Gelegenheiten zu seiner nutzbringenden Verwendung stellten sich bei den geringsten Sünden zwanglos ein. Es genügte unter Umständen schon, daß einer von zwanzig neu aufgegebenen Vokabeln zwei nicht wußte. Der Primus erhielt dann vom Katheder her seinen Wink, trug den ledergepolsterten Stuhl des Lehrers vom Podium ins Lal hinab, stellte ihn nahe vor der vordersten Bank auf, der Delinquent mußte sich mit dem Bauch drauflegen, und die Exekution begann. Etliche schwere Hiebe sausten auf seine hintere Fassade, so daß er sich verzweifelt hin und herwand, mit den Beinen in der Luft herumfägte, laut aufschrie und hinterher auf seinem Platz noch lange kläglich wimmerte.

Ich besinne mich, daß mein Vater einmal beim Baden auf meiner Achterseite alle Regenbogenfarben entdeckte und lange, blutunterlaufene Striemen. Es war länger als eine Woche her, seit ich die aufgemalt bekommen hatte, weil eine häusliche Arbeit nicht kalligraphisch genug ausgefallen war. Ich war damals zehn Jahre alt.

Mein Vater begab sich nun aber nicht etwa zu dem Lehrer und stellte ihn zur Rede. Im Gegenteil. Er kaufte ein Schönschreibheft mit vorgezeichneten Buchstaben und ordnete an, daß ich darin während der



Die Sorgen des Schönschreibens

nächsten Ferien eine tägliche Morgenübung von je einer Stunde vorzunehmen habe, um meine läderliche Handschrift zu verbessern.

Bei all seiner Menschenkenntnis fiel es ihm nicht auf, daß ich nie mehr als höchstens eine halbe Seite in der vorgeschriebenen Zeit schaffte. Ich zog es nämlich vor, währenddessen eine spannende Indianergeschichte zu lesen. Die ließ ich, sobald etwa mein alter Herr in die Stube trat und sich mir näherte, unter meinem Schreibheft verschwinden, um darin emsig weiter zu kriecheln.

Besonders beliebt waren die Nachsitstunden, bei den Lehrern wenigstens, denn sie hatten es damit außerordentlich bequem, brauchten die Sträflinge nicht selbst in Gewahrsam zu nehmen und hatten auch sonst keinerlei Umstände von der Sache. Infolgedessen wurde diese Strafe ausgiebig verhängt.

Der Verlauf war so: Der Sünder bekam einen Zettel eingehändigt, auf dem sein Verbrechen und die Buße dafür, eine oder zwei Stunden Nachsitzen, vermerkt standen. Diesen Ausweis hatte er seinem Vater zur Unterschrift vorzulegen. Dann wartete er bis zum Sonnabendnachmittag zwei Uhr, um pünktlich in dem für ihn bereitgehaltenen Lokal anzutreten. Dieses war für die ganze Anstalt gemeinsam. Mochte auch dem kleinen Sertaner, der zum ersten-

mal diesen geweihten Raum betrat, anfänglich das Herz bange pochen, so heiteren sich doch seine Mienen auf, und er atmete freier, sobald er die ganze, darin versammelte Schar überblickte. Lauter Leute aus der besten Gesellschaft, ganz große, mittelgroße und kleine. Welch eine Freude des Wiedersehens!

Auf der Katheder saß der Aufsicht führende Lehrer, hatte große Berge von blauen Heften vor sich und korrigierte darin mit roter Tinte. Diesem zeigte jeder seinen Paß vor und nahm dann irgendwo Platz. War der Hauptraum voll, so fand er im Klassenzimmer nebenan liebevolle Aufnahme. Gemacht wurde in diesen Stunden weiter nichts als ein wenig geschwätzt, Rätsel geraten und allenfalls Karten gespielt.

Diese Einrichtung hat Jahre hindurch bestanden. Man schaffte sie erst ab, als man erkannte, daß sie nicht nur ein Unfug war, sondern auch eine Verlockung zu ganz schwerem Vergehen. Mancher sonst gar nicht betrügerisch veranlagte Schüler ist dazu verleitet worden, seinen Zettel mit eigener Hand zu unterschreiben. Die Eltern blieben zunächst ahnungslos und erfuhren erst hinterher durch das Vierteljahrszeugnis davon, daß der Sohn so und so oft hatte nachsitzen müssen. Das mag dann manche betrübliche Szene daheim abgegeben haben.

In den einzelnen Fächern lief nun der Unterricht fast ausnahmslos darauf hinaus, uns Jungens ein erhebliches Quantum von Wissensstoff einzubläuen, eine Summe von Tatsachen, mit denen wir nichts aufzustellen wußten. Alles wurde vereinzelt in unsere Gehirne eingelagert. Nichts erhielt Verbindung und Beziehung zueinander. Wer ein braver Akkumulator war, sich den Kopf vollpfropfte bis dicht unter die Haarwurzeln und jegliches, wenn auch unverdaut, wieder von sich gab, der war ein Musterknabe und berechnigte zu den stolzesten Hoffnungen.

Manche unter ihnen haben im späteren Leben versagt, weil sie bei all ihrem Fleiß das Wichtigste nicht gelernt hatten, das Denken. Sie hatten nur gelernt, um zu wissen, nicht aber ihr Wissen fruchtbar zu machen. Sie besaßen nicht die Gabe des Kombinerens. Sie zogen keine Schlüsse, gewannen keine Erkenntnisse aus der Vielheit dessen, was sie wußten. Bei ihnen

war alles auf Brachland gefallen. — Die weniger tüchtigen Büffler, aber besseren Denker haben es weiter gebracht.

Mit einigem Schaudern denke ich beispielsweise noch an den erdkundlichen Unterricht. In der Sexta, in die ich als Neunjähriger aus einer Mittelschule übergesiedelt war, wurden die Alpen wiederholt. Ich sage es noch einmal: Alpen wiederholt! Sie waren schon in der Vorschule durchgenommen worden. Und wie!

Unsere Lehrmittel — dafür war natürlich die Schule nicht verantwortlich — befanden sich in denkbar trostlosem Zustande. Die Wandkarten hatten nicht eine entfernte Ähnlichkeit mit den heutigen prachtvollen Drucken. Es gab kaum physikalische und politische nebeneinander, von ethnographischen und solchen, die die Bodenverhältnisse der Länder berücksichtigen, schon gar nicht zu reden. Dazu waren die Dinger miserabel abgenutzt, mit dem Zeigestock nach und nach jämmerlich zerstoßen und durchlöchert. Man förderte sie schon lieber gar nicht erst ans Tageslicht, sondern lernte die Höhen der einzelnen Alpenberge — denn darauf kam es an — unbesehen auswendig. Von ihrer Lage und Gestalt bekamen wir keine Ahnung. Wehe dem, der die Zahlen nicht wußte! Er rutschte unter Umständen erbarmungslos gleich zwei, drei Bänke nach unten und bekam obendrein wegen Faulheit einen Eintrag in das Klassenbuch.

Wie aber mochte sich der Sertaner, der im Flachland geborene, einen Alpenberg überhaupt vorstellen! Abbildungen davon wurden nicht vorgezeigt. Die Schule besaß auch keine. Die heutigen, so außerordentlich instruktiven Reliefs existierten noch nicht. Ebenso wenig gaben unsere Atlanten darüber Aufschluß. Ich besaß den Stieler'schen Schulatlas. Kleines Format. Unterhalb einer der Karten — es mochte die von der Schweiz sein — sah man eine ganze Reihe von Alpenhöhen im Profil dargestellt. Quer hindurch liefen von links nach rechts Linien, die die Höhenunterschiede erkennen ließen. Am Rande standen die Meterzahlen. Die bläute man in sich hinein. Das war alles.

Wie oft haben wir fragend und staunend vor diesen Bergen gesehnen und disputiert! Sie hatten alle die Form von steilen Zuckerhüten, die oben fast ganz spitz zu-

liefen. Wir konnten und konnten es nicht fassen, wie auf diese Berge überhaupt ein Mensch hinaufzuklettern vermochte und wie es denkbar sein konnte, daß er, wirklich oben angelangt, nicht sofort von der Spitze wieder herunterpurzelte.

Bisweilen war auch von Gletschern die Rede und von Pässen. Dabei konnten wir uns schon gar nichts vorstellen. Erklärt wurde nichts.

Ähnlich ging es mit der Paukerei in den beiden nächsten Klassen. Da gings gleich in fremde Erdteile. Nachher waren wieder die Alpen dran, diesmal gleich ein halbes Jahr hindurch. Deutlicher aber wurden sie uns bei der ungefähr gleichen Methode nicht. Auf der Oberstufe hörte der geographische Unterricht auf. Wir waren nun gesättigt und fanden uns auf der ganzen Erde zurecht.

Um wieviel besser habt es ihr Jungen von heute!

Aus der Enge der Heimat wandert ihr Schritt für Schritt hinaus in die Weite der Welt. Überall wohldurchdachter Aufbau und klare Entwicklung, Leben und Anschaulichkeit. Von selbst kommen Farbe und Form. Keine Gedächtnisüberladung. Dazu die wertvollen Schulkarten, die eigenen prächtigen Atlanten, die Wandbilder und neuerdings auch der Film. Da ist denn freilich das Lernen ein Spiel und eine Freude.

Eine große und anziehende Lehrmeisterin ist die Geschichte. — Aus ihr das Wachsen und Vergehen ganzer Völker zu lesen, ihren kulturellen Aufstieg und Verfall, ihre Einwirkung auf andere, die Massen bezwingende Kraft überragender Männer, das sollte jedem Heranwachsenden Interesse abgewinnen. Mehr als das. Es sollte ihn begeistern und ihm die erste politische Schulung geben.

Was ist da auf den Schulen vergangener Zeiten alles zurechtgefunden worden!

In den unteren Klassen ging alles gut. Dort wurden aus der alten Geschichte Einzelbiographien vorgeführt. Die waren ausgestattet mit vielen kleinen besonderen Zügen, aus denen die suggestive Wirkung der bedeutenden Männer auf ihre Zeitgenossen deutlich wurde.

Schlimm aber wurde es dann auf der Wanderung durch das ganze Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein, abgesehen von

den Entdeckungen, den Erfindungen, der Reformation und der großen französischen Revolution.

Das war im wesentlichen wieder nichts anderes als ein sinnloses Eingetrichtere von Zahlen. Es galt als ein untrügliches Zeichen von Gleichgültigkeit und Trägheit, wenn einer die Regierungszahlen der deutschen Kaiser nicht so zuverlässig auswendig gelernt hatte, daß er sie im Schlaf herbeten konnte, und wenn man in der Umschlagsumme der Kriegsdaten nicht jede Schlacht mit peinlichster Genauigkeit im Gedächtnis gebucht hatte.

Noch heute träume ich bisweilen vom spanischen Erbfolgekriege, und wenn ich erwache, finde ich mich in Angstschweiß. Da gab es, soweit ich mich erinnere, fünf Kriegsschauplätze. Auf jedem geschah gelegentlich irgend etwas von irgend welchem Belang, das wichtig genug war, in unser Hirn hineingestapelt zu werden.

Überhaupt die Kriege! Die schienen unseren Geschichtslehrern wie auch den Lehrbüchern das Wesentlichste. Uns aber kamen sie vor, als seien sie eigens zu dem Zweck erfunden worden, um den nachwachsenden Generationen den Appetit an der Weltgeschichte zu verfalzen.

Auch hier wurde wie in der Erdkunde das meiste isoliert aufgeschichtet, statt mit einander Verbundenheit zu finden. Es fehlte zumeist das Aufzeigen der durchaus wichtigen Entwicklungen und ihrer notwendigen Folgen. So wurde nicht eingedrungen in das Wesen der Dinge. Es wurden noch nicht die so lehrsamem Querschnitte gemacht, keine Parallelen gezogen, die aus der Vergangenheit die Gegenwart verständlicher machen und umgekehrt aus der Gegenwart wieder durch Vergleiche, zu denen hundertfach Gelegenheit ist, die Vergangenheit näher bringen und begrifflicher gestalten.

Vor allem aber wurden uns die beiden belangvollsten Dinge unterschlagen: Die Kulturgeschichte und die Gegenwart. Wir kamen bis zum Jahre 1806. Dann war es aus. Was das Jahr 1830, was 1848 bedeutete, wie sich bis 1871 das neue deutsche Kaiserreich gestaltete, wie die großen sozialen Fragen, die doch in unserer Jugendzeit schon alle Menschen bewegten, sich entwickelten und aus welchen Quellen sie strömten, das blieb uns verborgen.

Wir verstanden aber auch rein gar nichts von dem Weben der Zeit, in der wir lebten, und verließen in dieser Hinsicht nach bestandener Reifeprüfung, auch mit den besten Zeugnissen ausgerüstet, die Schule als recht unreihe Jünglinge.

Und doch, was hatten wir gebüffelt, gerade in der Geschichte! Wir hatten die verhassten vierteljährlichen Geschichtsextemporalien über uns ergehen lassen müssen, und die noch gefürchteteren Repetitionen, bei denen es schließlich um die Wurst ging, weil nach ihrem Ausfall die Endzensuren festgestellt wurden. Bei diesen sprang der Lehrer mit uns akrobatenhaft in den verschiedensten Zeiträumen hin und her und zwang uns statt zur Konzentration zu fortwährender blitzschneller Umstellung und Zersplitterung. Und dabei Zahlen, Zahlen und wieder Zahlen!

Daß bei solcher Betriebsart wenig Begeisterung aufkeimen konnte, begreift sich. Wir alle mögen es, ohne uns vollkommen klar darüber gewesen zu sein, unbewußt gespürt haben, daß uns auf solche Weise gerade die großen Bildungswerte, die die Geschichte in sich trägt und die wir gerne in uns aufgenommen hätten, verloren gingen. Das verdroß uns.

Die jetzige Schuljugend hingegen hat wirklich begonnen Geschichte zu verstehen. Ihr Einzelwissen in der Fülle der Daten mag geringer sein, als das bei uns der Fall war. Dafür ist aber die Einsicht in das Wesen der Dinge größer geworden. Man merkt die Freude, mit der sie das ihr Gebotene ergreift. — So soll es sein.

Das Walten der ewigen Weltenseele in allen Wundern der Natur zu suchen ist eine der erhebednsten Beschäftigungen. Den Weg dahin führen uns die Naturwissenschaften, deren Fundamente schon auf der Schulbank in uns gelegt werden. Das sollte, abgesehen von ihrer praktischen Bedeutung von Anfang an geschehen mit Rücksicht auf das hohe Ziel, damit die Erkenntnis des geheimnisvollen Zusammenwirkens aller Kräfte und der innigen Verbundenheit aller Wesen und Dinge frühzeitig Wurzeln schlägt. Die Vorstellung von den großen und kleinen Lebensgemeinschaften muß, wie das heute durchweg geschieht, sich bereits in den jungen Kinderköpfen bilden, wenn eine rege Anteilnahme erwachsen soll.

Diese Aufgabe fällt vornehmlich der Biologie zu. Von ihr ahnten wir in unserer Schulzeit noch nichts.

Auch auf diesem Gebiet wieder wurden bei uns alle Erscheinungen nur in ihrer Einzeleristenz betrachtet. Damit blieb von vornherein der ganze Unterricht ziemlich fruchtlos.

Auf der untersten Stufe hatten wir noch kein naturkundliches Lehrbuch. Nur der Lehrer, der uns in der Zoologie unterrichtete, besaß eins. Das hatte er immer vor sich, ob er nun vortrug oder abfragte. Offenbar verstand er von diesem Fach nichts.

Da waren nun zunächst die Raubvögel dran, die fremden, die ganz weit weg waren. Vier oder fünf dieser Riesenvogelmäße wurden in einer Stunde verlesen. Wir erfuhren von ihnen nur das Außerliche: wie sie hießen, wie groß sie waren und wo sie wohnten. Dann hieß es: „Schreibt!“ Nun wurde diktiert: „Der Kondor, auch Greifgeier genannt, gehört zu den größten Raubvögeln. Er hat einen kleinen Kopf mit sehr starkem Schnabel. Die Spannweite seiner Flügel beträgt mehr als zwei Meter. Seine Farbe ist schwarz. Er nistet — die meisten schreiben „nistet“, weil uns nicht erklärt war, daß „nisten“ mit „Nest“ zusammenhängt — auf sehr hohen Bergen.“

Das Diktieren zollzog sich mit rasender Schnelligkeit. Wir Kleinen konnten nicht mit, tauchten aber heldenmütig unsere Federn in die Schultintenfässer. Diese enthielten eine Flüssigkeit, die auf dem Papier wie abgeblaste Stiefelwichse aussah und schauderhaft verwischte. Wir schmierten drauf los, bis wir den Schreibkrampf hatten. Warf der Lehrer dabei ab und zu einen schnellen Blick in das eine oder andere Heft, so sagte er beim Anblick unserer Hieroglyphen: „Schadet nicht. Nachher in der Schönschreibstunde macht ihrs besser.“

Nun ja. Wir besaßen nun doch etwas schwarz auf weiß, konnten es getrost nach Hause tragen, fein säuberlich auswendig lernen, und der Lehrer kontrollierte in der nächsten Stunde aus seinem gedruckten Katalog, ob es auch überall mit der Flügelspannweite seine Wichtigkeit hatte.

Bilder von diesen Vögeln bekamen wir nicht zu sehen. Wir hatten keine. Und aus-

Werkunterricht



gestopfte Modelle? Von Ablern und Geiern? Woher hätten wir die beziehen sollen? Die gab es nur von einem Sperling, einer Nachtigall und einer alten Krähe, konnten aber nicht mehr vorgeführt werden, weil sie am Mottenfraß bedenklich erkrankt waren. Außerdem gebrauchten wir sie nicht. Die wurden ja nicht durchgenommen. Wozu auch? Sie waren zu nahe bei uns, und wir konnten sie lebendig alle Tage sehen.

So ähnlich ging es auch in den nächsten Klassen weiter.

Im Sommer wurden wir natürlich in die Botanik eingeweiht. Von Bäumen, Sträuchern und lebenswichtigem Gemüse wurde geschwiegen. Es handelte sich immer nur um einzelne Blumenkräuter. Die mußten wir abwechselnd in solcher Zahl heranschleppen, daß jeder Schüler wenigstens ein Exemplar zu sinnreicher Zerlegung in die Hand bekam. Für den Lehrer mußten zwei da sein.

Und nun ging das Zerpflücken und Zerschneiden los. Jeder von uns mußte dafür ein scharfes Taschenmesser bereit haben. Die Blume wurde entblättert, der Stempel genau betrachtet, die Staubfäden gezählt, die Farbe einwandfrei festgestellt, und dann kam die endgültige Bestimmung: „Sie gehört in die so und sovielte Klasse und heißt *Caltha palustris* oder Sumpfdotterblume.“ Fertig.

Wir durften stolz sein ob des so gewaltig bereicherten Wissens. Nicht, was die Pflanze bedeutete im großen Haushalte

der Natur, nicht, wovon sie lebt, weshalb sie gerade im Sumpf und nicht anderswo steht, welche Nachbarschaft sie sucht, welchen Lebewesen sie selber Nahrung spendet, kurz nicht, wozu der liebe Gott sie bestimmt hat, war des Erkennens wert, nein höher und wichtiger zu wissen war, was die Menschen aus ihr gemacht, in welche Klasse sie sie gesteckt und auf welchem Namen sie sie getauft hatten.

Solche geistige Bereicherung war armselig genug. Es wird begreiflich sein, wenn uns allen das von Schülern sonst so gern geübte Botanisieren eine Qual war, denn wir wußten zumeist gar nicht, ob auch die Blumen, die wir mühsam irgendwo hergeholt hatten, bereits drangewesen waren oder nicht. Mir erging es einmal, als ich in der Quarta saß, folgendermaßen:

Es war so etwa gegen Ende des Mai. Der Tag war kühl und regnerisch gewesen und ich hatte mich zeitig ins Bett begeben. Plötzlich schoß es mir kurz vor dem Einschlafen durch den Kopf, daß ich für den nächsten Morgen zum Botanisieren dran sei. Was nun machen? Wieder aufstehen und im Dämmerdunkel hinaus auf eine naßkalte Wiese? — Ausgeschlossen. — Was sonst? Aus unserem kleinen Hintergarten irgend etwas abrupfen? — Ja, was war denn da zu finden für so viele? — Halt! Unsere Erbsenpflanzen an den Sträuchern standen ja in herrlicher Blüte! Die mußten herhalten. Das ging prächtig. Ich brauchte nur zehn Minuten früher aufzustehen als gewöhnlich.

Die alte Schulbank

Ich also am nächsten Morgen mit einer Schere zum Hinterhaus hinaus! In wenigen Augenblicken hatte ich meine Beute wohlgeborgen in den beiden äußeren Rocktaschen und trat ahnungslos durch die Hoftür wieder ins Haus. Dort stieß ich auf meine Mutter, die vergeblich ihre Schere auf dem Nähtisch gesucht hatte und jetzt auf dem richtigen Wege war, sie zu finden. Aus meiner verlegen herausgestotterten Antwort auf ihre Fragen erkannte sie den Sachverhalt. Ich mußte beichten und erhielt ein paar kräftige Ohrfeigen, weil nach ihrer Ansicht aus den fünfunddreißig bis vierzig Blüten, die ich abgeschnitten hatte, ebensoviele wohlgefüllte Schoten mit zusammen einigen hundert Erbsen darin hätten werden können und ich durch meinen Raub die Familie um die Hälfte eines nahrhaften Mittagessens geschädigt hatte.

Ich hatte nun aber doch mal nichts anderes und trachte mit meinen Erbsenblüten in die Schule. Als ich sie unter meine Mitschüler zu verteilen begann, sauste der Lehrer, der schon im Klassenzimmer anwesend war, vom Katheder herab und verpaßte mir seinerseits ebenfalls ein paar knallende Ohrfeigen mit den Worten: „Du dumme Bengel! Weißt du denn nicht, daß wir Pflanzen ohne Wurzeln nicht gebrauchen können?“ — Na, wenn ich das auch noch gemacht hätte! Ganze Erbsenranken ausgraben mit langen Stengeln und Wurzeln! Ich danke. Die häusliche Katastrophe hätte ich nicht erleben mögen.

Ein andermal hatte ich mehr Glück mit meiner Nachlässigkeit. Wieder war mir zu spät meine Botanisierrpflicht eingefallen. Ich hatte aber diesen Fall weitblickend vorausgesehen und dementsprechend meinen Plan langfristig vorher gefaßt.

Auf dem längst bröckelig gewordenen Ziegelbach des niedrigen einstöckigen Hauses, das wir bewohnten, wuchs etwas gelblich Blühendes, das eine Ähnlichkeit mit Moos zeigte. Am Morgen des Tages, an dem ich fällig war, holte ich mir, diesmal gar nicht heimlich, sondern mit Wissen meiner Eltern, vom Hof eine kleine Leiter, kletterte vorsichtig auf das Dach und rupfte eine ganze Menge der schön blühenden Pflanzen herunter.

Diesmal hatte ichs getroffen. Sogas war noch nicht dagewesen. „Ei, Junge“, sagte

der Lehrer, „das ist ja was ganz Feines. Das ist Mauerpfeffer. Woher hast du denn das?“ — Jetzt schwoh mir aber der Kamm. Ich fühlte mich sehr stolz, so als eine Art Held im Dienste der Wissenschaft und erklärte, daß ich die Beute unter Lebensgefahr von unserem Hausdach heruntergeholt hätte.

Das nächste Vierteljahrszeugnis wies in meinen botanischen Leistungen die Nummer „zwei“ auf, trotzdem ich nicht eine entfernte Ahnung hatte von irgend etwas. So wird bisweilen die tugendsamste Faulheit belohnt.

Viel besser stand es dann allerdings mit dem Unterricht in der Physik. Da hatten wir einen ausgezeichneten Lehrer. Er benutzte alle Gelegenheiten, um mit uns auf die Fragen einzugehen, die damals in der Luft lagen. Die Ausnutzung des Telephons, das ganz neu war, ebenso des Grammophons oder, wie es zuerst hieß, des Phonographen, die Verwendbarkeit der elektrischen Kraft zum Treiben von Straßenbahnen, die hier und da schon zu laufen anfangen, aber alle Augenblicke stehen blieben, das Problem des lenkbaren Luftballons und manches andere kam zur Besprechung.

Außerdem war er ein ausgezeichnete Experimentator. Unsere Lehrmittel waren auch auf diesem Gebiet recht beschränkt. So konnten wir beispielsweise die elektrische Kraft, da es öffentliche Stromnetze noch nicht gab, nur aus einfachen Tauchelementen herausholen. Was aber wurde alles damit gemacht! Und wie wurden wir angeregt zu eigener Bastellei! Wir bauten Elektrifiziermaschinen, eigene Batterien, Induktionsapparate und alles Mögliche. Reiche Zukunftsbilder erstanden dabei vor uns.

Bisweilen sprangen wir auch über in das Gebiet der Chemie. Da waren wir besonders bei der Sache und bedauerten es lebhaft, daß diese Wissenschaft auf dem Gymnasium als eigenes Fach überhaupt nicht gelehrt wurde.

Ergab sich gar eine Gelegenheit zu Ausflügen in den Weltenraum, dann war es am allerschönsten. Welche unendlichen Ausblicke eröffneten sich uns da! — Das waren wahrhaft feierliche Stunden.

So ähnlich war es bei unserem jungen Mathematiklehrer. Er war der andere, dem

wir persönlich näher traten und zu dem wir Vertrauen gewannen. Leider rückte er erst spät bei uns ein, als meine Generation bereits in der Oberprima saß. Der wußte für diese bei vielen Schülern sonst wenig beliebte Wissenschaft in uns einen sonderbaren Eifer zu wecken. Wie Schuppen fiel es uns von den Augen, und wir begannen zu begreifen, daß es immer und überall nur auf die Art ankommt, in der etwas serviert wird.

Das Rückgrat des ganzen Unterrichtsbetriebes bildeten natürlich bei uns wie heute noch auf dem Gymnasium die alten Sprachen. Sie wurden erheblich intensiver betrieben als jetzt. Zu jeder Stunde mußten wir, auch in den schwereren griechischen und lateinischen Schriftstellern auf mindestens zwei Druckseiten sorgsam vorbereitet sein und hatten das gleiche Quantum zum Nachübersetzen auf. Es wurde gelesen und wieder gelesen. Wir besaßen schließlich eine nicht unbedeutende Fertigkeit darin, alles, was uns vorgelegt wurde, ohne große Mühe ins Deutsche zu übertragen. Der Inhalt blieb dabei leider gleichgültig. Von allem Übrigen, das uns das Altertum sonst nahe hätte bringen können, erfuhren wir herzlich wenig. Dadurch gingen uns gerade die eigentlichen Bildungswerte, die in dieser Zeit liegen und die außer der Geschichte die Schriftstellerlektüre so häufig ungezwungen vermitteln kann, trotz aller aufgewandten Mühe so gut wie vollständig verloren. — Wie anders ist auch das heute!

Kurz streifen möchte ich noch unseren Deutschunterricht. Der war im wesentlichen so, wie er damals allgemein und auch etwa zwei Jahrzehnte später noch aussah. — Zunächst hatten wir unser Lesebuch. Mit den Prosa-Stücken ging es verhältnismäßig flott vorwärts. Bei den Gedichten aber, den Balladen beispielsweise, saßen wir um so gründlicher fest. Unter vier Stunden erledigten wir die „Bürgschaft“ oder den „Laucher“ nicht. Da wurde Vers für Vers zerpflückt, da wurden die lebernsten Worterklärungen gegeben, da wurde stropheweise das Schema des ganzen Gedichtes zusammenkonstruiert und disponiert und auf diese Weise ebenso langsam wie planvoll die ganze balladische Wirkung und Stimmung zu Tode gemartert.

Nicht besser stand es um die Klassikerlektüre in den oberen Klassen. Mehr als ein einziges Drama — nur Dramen wurden gelesen — konnte in einem halben Jahre nicht erledigt werden.

Etliche von uns verfinsterten ihre jugendlichen Seelen und sogten einen grimmigen Haß ein gegen diese Dichter. Sie waren nach und nach zu der Überzeugung gelangt, die Klassiker hätten nur zum Verdruß der Schuljugend gelebt und gewirkt. Wenn andere unter uns deren Erhabenheit später dennoch begriffen und sich an ihnen begeistert haben, so ist das geschehen nicht durch die Schule, sondern trotz der Schule.

Unser alter Direktor, der uns zuletzt unterrichtete, war freilich ein feiner Kopf. Ich persönlich verdanke ihm viel. Aber auch er konnte schließlich aus seiner Haut nicht heraus, und über ihm schwebte der heilige Lehrplan als höchster Vorgesetzter. Nach diesem galten als Klassiker nur Lessing, Goethe, Schiller und allenfalls Klopstock, aus dessen Oden der alte Herr uns zuweilen vorlas. Von Hebbel, von Grillparzer oder gar den großen Erzählern jener Tage, wie Theodor Storm, Felix Dahn, Gustav Freytag ist nie ein Wort gefallen. Solcherlei Nahrung mußten wir sonderlich hungrigen nebenher suchen.

Wie ganz anders wird das alles heute behandelt!

Ich bin am Ende. Nicht anklagen wollte ich. Meine Schule war gewiß auch nur der Typ der ganzen siebziger und achtziger Jahre, und ebenso waren es die Lehrer. Wie anders hat sich das Schul-Erleben der Jugend inzwischen gestaltet! — Besser geworden sind die Methoden, reicher die Mittel zu lebendiger Anschauung, leichter die häusliche Arbeit, menschlich näher stehend die Lehrer. Fröhliche Wandertage und Sport erquickten durch geistige Entspannung, stählten die Kräfte des Leibes. So hat die Entwicklung zum Besseren mächtig eingesezt, ihren Abschluß aber noch nicht gefunden.

Die Jungen sollen dessen sich freuen und nicht murren über Druck und Drang. Ihre Lebensfreude kommt schließlich dem Volksganzen zugute.

So stehst du, deutsche Jugend, gesund und offenen Auges vor den Aufgaben der neuen Zeit, die du erfüllen sollst.